

Peter Handke  
Der kurze  
Brief zum langen  
Abschied



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3286

Peter Handke wurde 1942 in Griffen (Kärnten) geboren. Sein Werk im Suhrkamp Verlag ist auf Seite 198 dieses Bandes verzeichnet. In Peter Handkes Erzählung *Der kurze Brief zum langen Abschied* reist ein junger Österreicher quer durch die USA, auf der Flucht vor und zugleich auf der Suche nach seiner Frau Judith. Er trifft Claire, nimmt, im Anschluß an eine Aufführung von Schillers *Don Carlos*, an einem Gespräch über das Verhältnis von Bühne und Wirklichkeit teil, erlebt seinen Bruder in seiner naiven Verbundenheit mit der Kindheit und redet mit John Ford über Natur und Geschichte. Seine Melancholie und Hoffnungslosigkeit geraten in Kontrast zu dem anderen Zeitgefühl und zu der anderen Lebensweise dieses fremden Landes. Dieses Buch ist ein zeitgenössischer Entwicklungsroman, die abenteuerliche Geschichte einer Trennung und spannend wie ein Kriminalroman.

Peter Handke  
Der kurze Brief  
zum langen Abschied

Suhrkamp

Umschlagabbildung: Julius Bissier. 23. 10. 49, 1949.

© VG Bild-Kunst, Bonn 2001

suhrkamp taschenbuch 3286

erste Auflage 2001

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1972

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia, Lahnau

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Printed in Germany

I 2 3 4 5 6 - 06 05 04 03 02 01

Der kurze Brief  
zum langen Abschied



»Und einst, da sie an einem warmen aber trüben Morgen vors Tor hinausgingen, sagte Iffland, dies wäre gutes Wetter, davonzugehen – und das Wetter schien auch so reisemäßig, der Himmel so dicht auf der Erde liegend, die Gegenstände umher so dunkel, gleichsam als sollte die Aufmerksamkeit nur auf die Straße, die man wandern wollte, hingehftet werden.«

*Karl Philipp Moritz, »Anton Reiser«*



I.

Der kurze Brief



Die Jefferson Street ist eine stille Straße in Providence. Sie führt um die Geschäftsviertel herum und mündet erst im Süden der Stadt, wo sie inzwischen Norwich Street heißt, in die Ausfahrtsstraße nach New York. Hier und dort erweitert sich die Jefferson Street zu kleinen Plätzen, an denen Buchen und Ahornbäume stehen. An einem dieser Plätze, dem Wayland Square, liegt ein größeres Gebäude im Stil englischer Landhäuser, das Hotel WAYLAND MANOR. Als ich Ende April dort ankam, nahm der Portier zugleich mit dem Schlüssel einen Brief aus dem Schlüsselfach und übergab mir beides. Noch vor dem offenen Lift, in dem schon der Liftführer wartete, riß ich den Umschlag auf, der im übrigen kaum zugeklebt war. Der Brief war kurz und lautete: »Ich bin in New York. Bitte such mich nicht, es wäre nicht schön, mich zu finden.«

So weit ich mich zurückerinnern kann, bin ich wie geboren für Entsetzen und Erschrecken gewesen. Holzscheite lagen weit verstreut, still von der Sonne beschienen, draußen im Hof, nachdem ich vor den amerikanischen Bombern ins Haus getragen worden war. Blutstropfen leuchteten an den seitlichen Haustorstufen, wo an den Wochenenden die Hasen geschlachtet wurden. In einer Dämmerung, um so fürchterlicher, als sie noch immer nicht Nacht war, stolperte ich mit lächerlich baumelnden

Armen den schon in sich zusammengesunkenen Wald entlang, aus dem nur die Flechten an den vordersten Baumstämmen noch herausschimmerten, rief ab und zu etwas, indem ich stehenblieb, kläglich leise vor Scham, und brüllte schließlich aus der tiefsten Seele, als ich mich vor Entsetzen schon nicht mehr schämen konnte, in den Wald hinein nach jemandem, den ich liebte und der am Morgen in den Wald gegangen und noch nicht herausgekommen war, und wieder lagen weit verstreut im Hof, auch an den Hausmauern haftend, im Sonnenschein die flaumigen Federn geflüchteter Hühner herum.

Ich trat in den Lift hinein, und als der alte Neger dabei sagte, ich sollte auf meinen Schritt achten, stolperte ich über den ein wenig erhöhten Boden der Kabine. Der Neger schloß die Lifttür mit der Hand und schob noch ein Gitter davor; mit einem Hebel setzte er den Lift dann in Bewegung.

Neben dem Personenlift mußte ein Lastenaufzug sein, denn während wir langsam hinauffuhren, begleitete uns nebenan ein Klirren wie von aufeinandergeschichteten Tassen, das die ganze Fahrt hindurch gleichblieb. Ich schaute von dem Brief auf und betrachtete den Liftführer, der mit gesenktem Kopf in der dunklen Ecke am Hebel stand, ohne mich anzuschauen. Fast nur sein weißes Hemd schimmerte aus der tiefblauen Uniform heraus . . . Plötzlich, wie es mir oft ergeht, wenn ich mit andern Leuten zusammen in einem Raum bin und eine Zeitlang niemand geredet hat, war ich ganz sicher, daß der Neger mir

gegenüber im nächsten Augenblick wahnsinnig werden und sich auf mich stürzen würde. Ich zog die Zeitung aus dem Mantel, die ich noch am Morgen vor der Abfahrt in Boston gekauft hatte, und versuchte, indem ich auf die Schlagzeile deutete, dem Liftführer zu erklären, daß durch die gerade erfolgte Aufwertung einiger europäischer Währungen gegenüber dem Dollar mir nichts übrigbliebe, als all mein umgetauschtes Geld für die Reise zu verbrauchen, weil ich bei einem Rücktausch in Europa viel weniger dafür bekommen würde. Der Liftführer zeigte als Antwort auf den Zeitungstapel unter der Liftbank, auf dem obenauf die Münzen lagen, die er für die schon verkauften Zeitungen bekommen hatte, und nickte mir zu: die Exemplare der »Providence Tribune« unter der Bank trugen die gleichen Schlagzeilen wie mein Exemplar des »Boston Globe«.

Erleichtert darüber, daß der Liftführer auf mich eingegangen war, suchte ich in der Hosentasche nach einem Geldschein, den ich ihm sofort zustecken könnte, kaum daß er den Koffer im Zimmer abgestellt hätte. Im Zimmer dann hielt ich aber unversehens einen Zehndollarschein in der Hand. Ich nahm ihn in die andre Hand und suchte, ohne das Geldbündel dabei aus der Tasche zu ziehen, nach einer Eindollarnote. Ich befühlte einen Schein und reichte ihn gleich aus der Tasche heraus dem Liftführer. Es war ein Fünfdollarschein, und der Neger schloß sofort die Faust darüber. »Ich bin noch nicht lang genug wieder hier«, sagte ich laut, als ich allein war. Ich ging im

Mantel ins Badezimmer und schaute mehr den Spiegel als mich selber an. Dann sah ich einige Haare hinten auf dem Mantel und sagte: »In diesem Bus müssen mir die Haare ausgegangen sein.« Verwundert setzte ich mich auf den Rand der Badewanne, denn zum ersten Mal, seit ich ein Kind gewesen war, hatte ich wieder angefangen, mit mir selber zu reden. Sprach aber das Kind eher laut, um sich eine Gesellschaft vorzuspielen, so konnte ich mir hier, wo ich erst einmal schauen statt teilnehmen wollte, mein Selbstgespräch nicht erklären. Ich mußte kichern und schlug mir schließlich, wie im Übermut, die Faust an den Kopf, so daß ich beinahe ins Bad hineinrutschte.

Der Boden der Badewanne war kreuz und quer mit breiten, hellen Streifen ausgelegt, die Heftpflaster ähnlich sahen und das Ausgleiten verhindern sollten. Zwischen dem Anblick dieser Heftpflaster und dem Gedanken an die Selbstgespräche ergab sich sofort eine Übereinstimmung, die so unverständlich war, daß ich zu kichern aufhörte und ins Zimmer zurückging.

Vor dem Fenster, das in eine weite Parklandschaft mit kleineren Häusern hinausführte, standen hohe Birken. Die Blätter an den Bäumen waren noch klein, und die Sonne schien durch sie durch. Ich schob das Fenster hinauf, zog einen Lehnstuhl heran und setzte mich; die Füße legte ich auf die Zentralheizung, die vom Morgen noch ein bißchen warm war. Der Lehnstuhl stand auf Rädern, und ich rutschte mit ihm hin und her und schaute den

Briefumschlag an. Es war ein hellblaues Hotelkuvert; auf der Rückseite mit dem Aufdruck: »Delmonico's, Park Avenue at Fifty-ninth Street, New York«. Der Stempel auf der Vorderseite aber lautete: »Philadelphia, Pa.«; der Brief war schon vor fünf Tagen dort aufgegeben worden. »Am Nachmittag«, sagte ich laut, als ich die Buchstaben »p. m.« auf dem Stempel erblickte.

»Woher hat sie das Geld für die Reise?« fragte ich. »Sie muß viel Geld bei sich haben, ein Zimmer dort kostet sicher dreißig Dollar.« Ich kannte das Delmonico vor allem aus Musicals: Leute vom Land tanzten von der Straße herein und speisten ungeschickt in abgeschlossenen Logen. »Andererseits hat sie keinen Sinn für Geld, jedenfalls nicht den üblichen. Sie ist nie die Tauschlust der Kinderzeit losgeworden, deswegen ist das Geld für sie wirklich nur ein Tauschmittel geblieben. Sie freut sich über alles, was sich leicht verbrauchen oder wenigstens schnell umtauschen läßt, und beim Geld hat sie beides, Verbrauchen und Umtauschen, in einem.« Ich schaute, so weit ich konnte, und betrachtete eine Kirche, die vom Dunst einer Baumwollfabrik noch entrückt wurde; dem Stadtplan nach mußte es die Baptistenkirche sein. »Der Brief war sehr lang unterwegs«, sagte ich. »Ob sie inzwischen tot ist?« Auf einem hohen Felskegel hatte ich einmal gegen Abend nach meiner Mutter gesucht. Sie wurde ab und zu schwermütig, und ich glaubte, sie hätte sich, wenn nicht hinuntergestürzt, so doch einfach hinabfallen lassen. Ich stand auf dem Felsen und schaute in den

Ort hinunter, wo es schon zu dämmern anfang. Ich sah nichts Besonderes, aber ein paar Frauen, die zusammenstanden, die Einkaufstaschen abgesetzt, wie nach einem Schrecken, und zu denen noch jemand dazutrat, brachten mich darauf, daß ich an den Felsvorsprüngen wieder nach Kleiderfetzen suchte. Ich konnte den Mund nicht mehr aufmachen, die Luft tat mir weh; alles an mir war vor Angst tief nach innen gesunken. Dann wurde unten die Ortsbeleuchtung eingeschaltet, und einige Autos fuhren schon mit Scheinwerferlicht. Auf dem Felsen oben war es ganz still, nur die Grillen zirpten noch. Ich wurde immer schwerer. Auch an der Tankstelle am Ortseingang gingen die Lichter an. Es war doch noch hell! Die Leute auf der Straße gingen schneller. Während ich mit kleinen Schritten auf dem Felskopf hin und her trat, beobachtete ich, wie sich unter ihnen jemand sehr langsam bewegte, und daran erkannte ich die Mutter, die in der letzten Zeit alles sehr langsam tat. Sie ging auch nicht gerade über die Straße wie sonst, sondern überquerte sie in einer langen Diagonale.

Ich rollte mit dem Stuhl zum Nachtkästchen und ließ mich mit dem Hotel Delmonico in New York verbinden. Erst als ich Judiths Mädchennamen nannte, fand man sie im Verzeichnis. Sie war vor fünf Tagen abgereist, ohne eine Nachsendeadresse zu hinterlassen; in ihrem Zimmer war im übrigen ein Fotoapparat liegengeblieben: ob man den an ihre europäische Adresse schicken sollte? Ich antwortete, daß ich morgen nach New York kommen und

den Apparat selber abholen würde. »Ja«, wiederholte ich, nachdem ich aufgelegt hatte, »ich bin der Ehemann.« Um nicht wieder kichern zu müssen, rollte ich schnell zum Fenster zurück.

Im Sitzen streifte ich den Mantel ab und blätterte die Reiseschecks durch, die ich noch in Österreich, weil man viel von Raubüberfällen sprach, gegen Bargeld eingetauscht hatte. Der Bankbeamte hatte mir zwar versprochen, die Schecks zu dem gleichen Kurs zurückzunehmen, aber die Freigabe des Wechselkurses jetzt mußte ihn von seinem Versprechen entbinden. »Wie soll ich die ganzen dreitausend Dollar hier verbrauchen?« fragte ich. Plötzlich nahm ich mir vor, mit dem Geld, von dem ich nur aus einer Laune so viel umgetauscht hatte, hier möglichst faul und selbstvergessen zu leben. Ich rief noch einmal das Hotel Delmonico an und wollte ein Zimmer für den nächsten Tag. Als dort keins frei war, bat ich den Portier, wie es mir einfiel, mir ein Zimmer im Waldorf Astoria Hotel zu besorgen: ich unterbrach mich aber und bestellte in Gedanken an F. Scott Fitzgerald, der oft dort gewesen war und dessen Bücher ich gerade las, ein Zimmer im Hotel ALGONQUIN in der Vierundvierzigsten Straße. Dort war auch noch eins frei.

Dann, während ich Wasser ins Bad einlaufen ließ, fiel mir ein, daß Judith das restliche Geld von meinem Konto genommen haben mußte. »Ich hätte ihr keine Vollmacht geben dürfen«, sagte ich, ohne daß es mir freilich etwas ausmachte; es belustigte mich sogar, und ich war neugier-

rig, wie es weitergehen würde, aber nur einen Augenblick, denn als ich sie zuletzt gesehen hatte, an einem Nachmittag langausgestreckt auf ihrem Bett, war sie schon nicht mehr ansprechbar gewesen und hatte so zu mir hergeschaut, daß ich auf dem Weg zu ihr stehenblieb, weil ich ihr nicht mehr helfen konnte.

Ich setzte mich ins Bad und las »Der Große Gatsby« von F. Scott Fitzgerald zu Ende. Es war eine Liebesgeschichte, in der sich ein Mann ein Haus an einer Bucht kauft, nur um jeden Abend in einem Haus an der anderen Seite der Bucht, wo die geliebte Frau mit einem anderen Mann lebt, die Lichter angehen zu sehen. So besessen der große Gatsby von seinem Gefühl war, so schamhaft war er doch; während die Frau, je dringender und schamloser ihre Liebe wurde, sich um so feiger verhielt.

»Ja«, sagte ich: »Einerseits bin ich schamhaft, andererseits, was meine Gefühle für Judith betrifft, bin ich feig. Ich habe mich immer geniert, ihr gegenüber aus mir herauszugehen. Immer mehr wird mir klar, daß meine Anlage zur Scham, auf der ich immer bestanden habe, weil ich glaubte, daß sie mich nicht einfach alles hinnehmen ließ, eine Art von Feigheit ist, wenn sie zum Maß meiner Liebesgefühle wird. Der große Gatsby war schamhaft nur in den Umgangsformen seiner Liebe, von der er besessen war. Er war höflich. So höflich und rücksichtslos wie er möchte ich werden, wenn es nicht schon zu spät dafür ist.«

Ich ließ das Wasser herausrinnen, während ich noch sit-

zenblieb. Das Wasser floß sehr langsam ab, und als ich zurückgelehnt, mit geschlossenen Augen dasaß, kam es mir vor, wie wenn auch ich selber, mit den gemächlichen Rucken des Wassers, nach und nach kleiner wurde und mich schließlich auflöste. Erst als mir kalt wurde, weil ich ohne Wasser in der Wanne lag, spürte ich mich wieder und stand auf. Ich trocknete mich ab und schaute an meinem Körper hinunter. Ich ergriff mein Glied, zuerst mit dem Handtuch, dann mit der bloßen Hand, und fing, während ich so stand, zu onanieren an. Es dauerte sehr lange, und manchmal machte ich die Augen auf und schaute zu dem Milchglasfenster des Badezimmers hinüber, auf dem sich die Schatten der Birkenblätter auf und ab bewegten. Als der Samen endlich herauskam, knickte ich in den Knien ein. Dann wusch ich mich, duschte die Badewanne sauber und zog mich an.

Ich lag einige Zeit auf dem Bett, ohne mir etwas vorstellen zu können. Einen Augenblick lang war das schmerzhaft, dann fand ich es angenehm. Ich wurde nicht schläfrig, aber gedankenlos. In einiger Entfernung vor dem Fenster hörte ich ab und zu ein kleines Geräusch wie ein Knallen und Krachen zusammen, dem die Rufe und Schreie der Studenten folgten, die auf dem Gelände der Brown University Baseball spielten.

Ich stand auf, wusch noch ein paar Socken mit der Hostelseife aus und ging zu Fuß in die Halle hinunter. Der Liftführer saß auf einem Hocker neben dem Lift und